

UND ALLE SEHEN ZU

Seit einem Jahr ist die ehemals blühende Wirtschaftsmetropole Aleppo zwischen syrischen Regimetruppen und Aufständischen umkämpft. Ein Fotoessay vom Leben und Sterben in einem Alltag, der längst keiner mehr ist.

FOTOGRAFIE & TEXT: CARSTEN STORMER





Die Sonne sickert wieder langsam durch. Ein fahler Strahl, der sich durch eine Wand aus Staub und Schutt seinen Weg sucht. Mauerstücke und Möbel fallen vom Himmel, verkrüppelter Stahl baumelt in Fetzen von Häuserfassaden. Über der Straße hängt eine schwere Stille. Gestalten entsteigen diesem Inferno, wankende und hustende Schatten. Niemand spricht, Fassungslosigkeit und Angst stehen in den Gesichtern. Die Augen weit aufgerissen, erstaunt darüber, noch am Leben zu sein. Der Staub verklebt Haare, er verkrustet auf schweißnasser Haut und macht die Menschen grau.

Ein Straßenzug in Aleppo, der umkämpften Metropole im Norden Syriens. Zwei Raketen haben Ende Jänner 2013 die Bewohner binnen eines Wimpernschlags aus dem Leben gerissen, abgefeuert aus einem Kampfflugzeug der syrischen Armee. Sie trafen das oberste Stockwerk eines Mietshauses, aus dem fünften Stock tänzeln noch Flammen. Die Explosion hat Balkone abgerissen,

Fensterscheiben zerspringen lassen, Mauern geknackt.

Der Kampf der Syrer für Freiheit und Gerechtigkeit, der im März 2011 mit Demonstrationen gegen das Regime in der Hauptstadt Damaskus begonnen hat, ist zu einem blutigen Bürgerkrieg ausgeartet, täglich härter und unerbittlicher, mit mittlerweile mehr als 100.000 Opfern. Aleppo war einst ein kulturelles und kommerzielles Zentrum Syriens. Die Großstadt, die zum UNESCO-Weltkulturerbe zählt, weil sie ein architektonisches Kleinod mittelalterlicher Baukunst beherbergt, ist heute Epizentrum von Kampf und Zerstörung, gleichermaßen belagert von Rebellen und Regierungssoldaten.

Als sich der Staub legt und sich das Ausmaß der Zerstörung aus dem Dunst schält, beginnen die Menschen ihr Leben in den Trümmern zu sortieren. Sie blicken aus Löchern, die umherfliegende Trümmer in die Wände getrieben haben, schütteln Staub aus ihren Haaren. Sie rufen sich gegenseitig zu, ob jemand

verletzt oder getötet wurde, schreien um Hilfe, werfen kaputten Hausrat nach unten auf die Straße. Ein einbeiniger Mann hüpfet über Schuttberge, lehnt sich an den Kotflügel eines Autos, das unter Mauerresten begraben ist. Blut tropft bei jedem Schritt aus einer Stirnwunde auf den Boden und hinterlässt eine Spur. Ibrahim stand im Flur, als die Rakete das Wohnzimmer traf, in dem seine Eltern vor dem Fernseher saßen. Die Explosion schleuderte ihn gegen die Wand, doch er blieb unverletzt.

Er steht im fünften Stock des brennenden Hauses, Rauch quillt durch das Treppenhaus, Freunde und Nachbarn hetzen die Treppen hinauf und hinunter, in den Händen Eimer und Behälter mit Wasser, im vergeblichen Versuch, die Flammen zu löschen. Deckenbalken glimmen, Hitze springt ins Gesicht und versengt Haare und Haut. Neben im Wohnzimmer verbrennen Ibrahims Vater und Mutter, der Geruch von verbranntem Fleisch hängt in der Wohnung. Ein junger Mann übergibt sich





im Treppenhaus. „War mein Vater ein Terrorist? War meine Mutter eine Terroristin?“, ruft Ibrahim und beginnt zu weinen. „Bashar al-Assad hat meine Eltern getötet! Wofür? Wofür?!“

Nach einer Stunde ist das Feuer so weit unter Kontrolle, dass ein paar Männer über die Reste des Balkonsimses in das Wohnzimmer klettern können. Sie ziehen einen verkohlten Körper unter einem Tisch hervor, wickeln ihn in eine Plüschdecke und rufen: „Allahu Akbar, Allahu Akbar!“ Gott ist groß. Rauch quillt vom kokehenden Leichnam unter der Decke hervor. Ibrahim soll ihn identifizieren, aber er kann nicht sagen, ob



seine Mutter oder sein Vater unter der Decke liegt. „Baba? Mama?“, flüstert er fassungslos und sinkt zu Boden.

Der Krieg hat sich in Aleppo festgefressen, das Leben atmet nur noch schwach: Aus den Basaren sind die Händler verschwunden, die Gewürze, Zuckergebäck, Datteln und Stoffe anbieten. In den verwinkelten Gassen der historischen Altstadt tobt jetzt ein grausamer Häuserkampf, der die Menschen einschließt in ein Netz aus verirrten Kugeln, Raketen und Granaten. Ende Juli vergangenen Jahres haben die Aufständischen den Krieg in das bis dahin recht ruhige Aleppo getragen und die Stadt

in eine Hochburg des Widerstands verwandelt. Die Zivilisten sind dabei zwischen die Fronten geraten, Bauernopfer in einem brutalen Schachspiel, das im Patt festhängt. Der Tod kommt willkürlich und überall. Jede Besorgung, jeder Gang zum Bäcker, eine Fahrt ins nächste Viertel birgt ein unkalkulierbares Risiko und kann tödlich enden. Wer kann, flieht aus der Stadt.

Es ist fünf Uhr nachmittags, vor der Bäckerei Al-Zura drängeln ungeduldig die Menschen. „Ich stehe hier seit sechs Uhr morgens an“, sagt ein Mädchen mit Tränen in den Augen und stemmt sich gegen die Menge, die von hinten schiebt

und sie gegen die Wand drückt. Ein bewaffneter Aufständischer in Uniform mahnt zur Ordnung. Plötzlich zeigen die Wartenden zum Himmel, ein Kampfflugzeug donnert über die Bäckerei hinweg. Momente später schlagen zwei Granaten in der Nähe ein. Die Menschen zucken zusammen, aber niemand wagt es, seinen Platz in der Schlange aufzugeben. „So geht das täglich. Das ist das Leben, das uns Assad schenkt. Er lässt Frauen und Kinder bombardieren, die auf Brot warten“, sagt Abu Mustafa, ein Kommandeur der Free Syrian Army (FSA), der wichtigsten und größten Sammelbewegung von Rebellen. Er

trägt eine Kalschnikow, aber heute hat er Krankenwagen-Bereitschaft. „Wir müssen vorbereitet sein, falls die Bäckerei beschossen wird. Dann fahre ich die Verwundeten ins Krankenhaus.“ Das Flugzeug dreht wieder ab, und in der Schlange vor der Brotausgabe beginnen die Menschen wieder zu lachen und sich lautstark zu unterhalten. Drei Tage später durchschlagen mehrere Granaten das Dach der Al-Zura-Bäckerei. 20 Menschen sterben.

Die Opfer dieses Angriffs werden in ein ausgebombtes Krankenhaus am Stadtrand von Aleppo gebracht, nur wenige hundert Meter von der Front ent-



fernt. In diesem Vorhof der Hölle hetzt Doktor Osman zwischen Leben und Tod hin und her. Er ist einer von sechs Ärzten, die sich den Aufständischen angeschlossen haben und nicht geflohen sind, nur zweihundert Meter entfernt stehen die Panzer von Präsident Assad. Seit dem Raketenangriff kommen die Opfer im Minutentakt herein, geladen auf Rückbänke, Ladeflächen oder in Kofferräume von Autos. Helfer bringen verwundete Zivilisten und Rebellen in den Warteraum, schleppen Tote über Fliesen, die eine breite Blutspur hinterlassen.

In einer Ecke im Erdgeschoß operiert ein Arzt einem Mädchen Schrapnellsplitter aus der Hüfte, die Kleine schreit vor Schmerzen. Daneben steht ihr Vater, hält ihre Hand und heftet den Blick an den Deckenventilator, damit die Tochter seine Tränen nicht sieht. Ein Pfleger massiert das Herz einer alten Frau, die man unter den Trümmern ihrer Wohnung hervorgezogen hat. Menschen mit abgetrennten Armen, Füßen, Unterschenkeln liegen auf Tragen oder in den Fluren und warten auf Hilfe, weil es zu wenig Personal für zu viele Opfer gibt. Eine Frau

trauert um ihren toten Ehemann, ein Mann um seinen Bruder. Ein kleiner Bub steht schockstarr in einer Blutlache und ruft nach seinem Vater, der bewusstlos auf einer Sonnenliege liegt, weil es nicht genügend Betten und Tragen gibt. Vor dem Eingang des Krankenhauses liegen die Toten mit zusammengebundenen Händen und Füßen unter weißen Laken.

Das Neonlicht der Deckenbeleuchtung zeichnet dunkle Ringe unter die müden Augen von Doktor Osman. Seine Haut wirkt fahl, seit Tagen hat er kaum geschlafen. Er sei erstaunt, sagt er, „wie viel die menschliche Seele ertragen kann“ und dass er sie täglich neu kalibrieren müsse, um nicht aufzugeben. Als im September 2012 die ersten Bomben fielen und die Opfer in die Intensivstation spülten, zitterten seine Hände so stark, dass ihm das Skalpell aus den Händen glitt. Seither erklimmt er jeden Tag den Gipfel des Erträglichen, und in den wenigen Ruhepausen versucht er, die Bilder zu vertreiben, die sich in seinem Kopf eingenistet haben und ihn nachts nicht schlafen lassen. Das dumpfe Krachen der Panzergranaten ist zum Soundtrack seines Lebens geworden, der Tod zu seinem Begleiter.

Nichts ist mehr, wie es einmal war. Das alte Leben versinkt im Grauschleier der Erinnerungen. Selbst die Würde der Toten hat in diesem Krieg keinen Platz. Die verbrannten Leichen von Ibrahims Eltern liegen auf der Ladefläche eines weißen Kleinlasters, der hupend durch die Straßen Aleppos rast. Auf dem Märtyrer-Friedhof am Stadtrand von Aleppo bereiten Totengräber in Schichtarbeit die Gräber zukünftiger Toter vor. Es muss schnell gehen, zu oft schon wurden Beerdigungen mit Granatfeuer belegt.

In der Ferne fliegen Hubschrauber und Kampfflugzeuge über Aleppo, schwarze Rauchsäulen steigen in den Himmel, als man Ibrahims Eltern in einem namenlosen Grab aus Baustoffziegeln ablegt. Ein Verwandter spricht ein kurzes Gebet. „Ich habe die Hoffnung aufgegeben, dass uns jemand zu Hilfe kommt. Amerika, die Türkei, die Arabische Liga, die sehen alle zu und tun nichts“, sagt Ibrahim, als er sich von seinen Eltern verabschiedet hat. Dann fährt er zurück nach Aleppo, zu den Bomben und Scharfschützen. Zu einer Stadt wie er selbst: obdachlos und Vollwaise. ■